Ansichtssachen

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **26 (2013)**

Heft 6-7

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Der Erweiterungsbau der Schulanlage Balainen in Nidau setzt einen zeitgenössischen Akzent neben dem Altbau.

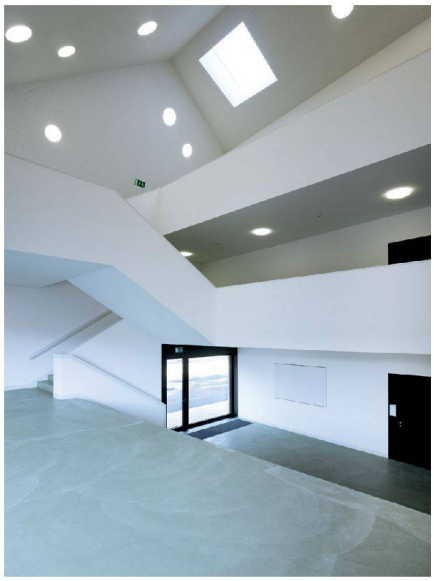
Respektvolle Erweiterung

Majestätisch ragt das 1918 errichtete Schulhaus Balainen am Nidau-Büren-Kanal auf. Aus den Klassenzimmern fällt der Blick auf schaukelnde Boote und alte Bäume am Ufer. 2005 wurde entschieden, das denkmalgeschützte Gebäude zu renovieren und zu erweitern – eine ebenso reiz- wie anspruchsvolle Aufgabe. Wildrich Hien Architekten fügten den bestehenden Flügeln aus Turnhalle und Schule einen dritten hinzu. Dadurch ist eine symmetrische Gesamtfigur entstanden – ein Cour d'honneur, der sich zum Fluss öffnet. Der Neubau tritt respektvoll mit dem Bestand in einen Dialog und ist zugleich eine selbstbewusste und zeitgemässe Arbeit.

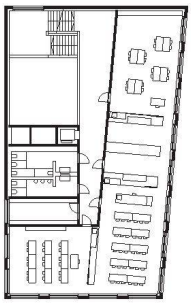
Da der Kostenrahmen erst nach dem Wettbewerb festgelegt wurde, mussten Wildrich und Hien den Entwurf kräftig umarbeiten. Sie spannten mit Frei + Saarinen Architekten zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammen. Durch Mehrfachnutzung konnte das ehrgeizige Raumprogramm dennoch beibehalten werden. Entstanden ist eine kompakte Raumstruktur, voller überraschender Momente und grosszügiger Gesten.

Der Neubau ist ein sandgestrahlter Sichtbetonkubus. In den unteren Geschossen liegen Foyer, Klassen- und Fachräume, unter dem Schrägdach sind Bibliothek und Aula angesiedelt. Aus einem keilförmig eingerückten Windfang betritt man eine grosszügige Halle. Sie macht die gesamte Höhe des Bauwerks erlebbar. Alle Etagen sind über Mittelkorridore erschlossen, die über Galerien in die Halle einmünden. Über eine raumbreite Treppe gelangt man zu einem Podest. Da gibt ein Panoramafenster den Blick auf eine Terrasse frei, über die man auf kurzem Weg in die alte Schule gelangt. Vom Strassenniveau erhöht fungiert die Plattform als Pausenbereich. Die Freitreppe Richtung Fluss ist Freiluftklasse und Tribüne. Schirmdächer schützen vor der Witterung. Die Lukarne, die dem Projekt im Wettbewerb den Namen gab, war ursprünglich bloss mit Klassenzimmern belegt. Nun hat dort die Bühne der Aula wie selbstverständlich ihren Platz gefunden und gibt dem Bau einen dramatischen Abschluss. Jørg Himmelreich, Fotos: Johannes Marburg

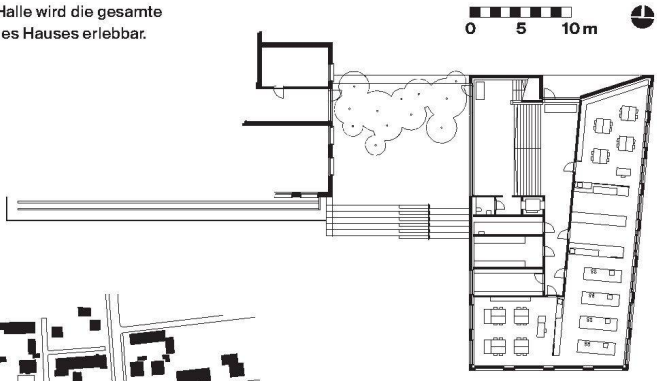
Erweiterung Schule Balainen, 2012
Balainenweg 25, Nidau
Bauherrschaft: **Stadt Nidau**
Architektur: **Wildrich Hien Architekten, Zürich;**
ab Bauprojekt in Arge mit Frei + Saarinen, Zürich
Bauleitung: **Bauleitung GmbH, Biel**
Auftragsart: **offener Wettbewerb**
Kosten (BKP 1–9): **Fr. 6,8 Mio.**



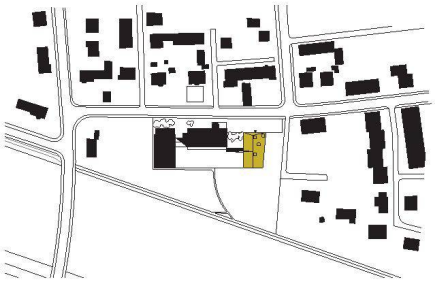
In der Halle wird die gesamte Höhe des Hauses erlebbar.



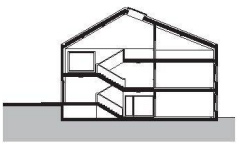
Obergeschoss



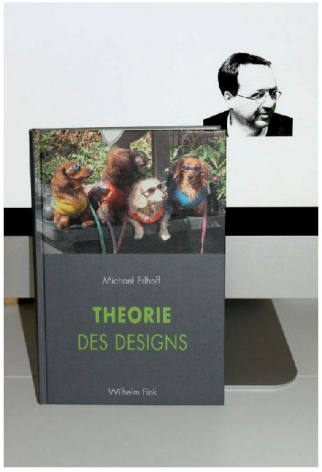
Erdgeschoss



Situation: Der Neubau umschliesst mit den bestehenden Gebäuden einen offenen Hof.

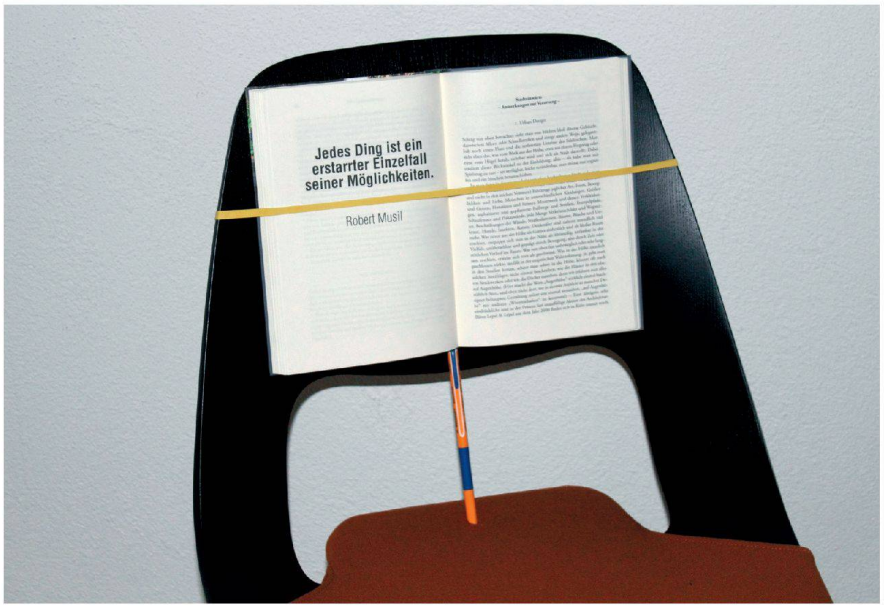


Schnitt

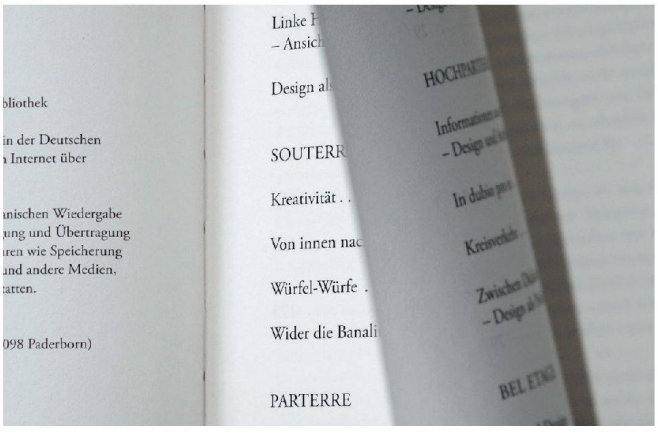


Autor Michael Erlhoff.

Kapitalband im leuchtenden Grün der Umschlagschrift.



Zitate sind in schwerer Grotesk-Schrift auf eigenen Seiten hervorgehoben.



Das Inhaltsverzeichnis gliedert die Kapitel mit Versalien.

Lust auf Weltverbesserung

Michael Erlhoff ist Designprofessor. Er hat die Köln International School of Design (Kisd) erfunden, aufgebaut und bekannt gemacht; seit Kurzem ist er pensioniert. Legendär war seine Mittwochsvorlesung mit Zigarre. Ohne Manuskript dozierte er zwei Stunden über Design, seine Gedanken beim Reden verfertigend.

Nun hat er sein Reden und sein Denken in einem Buch zusammengefasst: ‹Theorie des Designs›. Er sprengt den Doppeltitel schon auf den ersten Seiten. Denn er lässt die Erwartungen nach einem schlüssigen Satzgebäude nicht gelten, das wir gemeinhin mit dem Wort ‹Theorie› verbinden, und er führt uns vor, dass, wer den Begriff Design diszipliniert, was ja die Aufgabe von Theorie ist, «dramatisch fundamental» falsch liegt. Angemessen für seine Analysen und Capriccios wäre als Titel denn auch eher ‹Metaphysik des Daseins›. Feurig behauptet Erlhoff, dass Design in jeder Ritze stecke und jede Regung lenke, rund um die Uhr und überall. Leidenschaftlich führt er vor, wie uns nichts so gut in der Gegenwart bestehen helfe als eben ein solch offenes Verständnis von Design. Es wird also weinen müssen, wer von diesem Buch Handlungsanleitung als Grafik- oder Möbeldesigner erwartet; er kommt aber auf die Rechnung, wenn er eine anregende Kritik von Design lesen will.

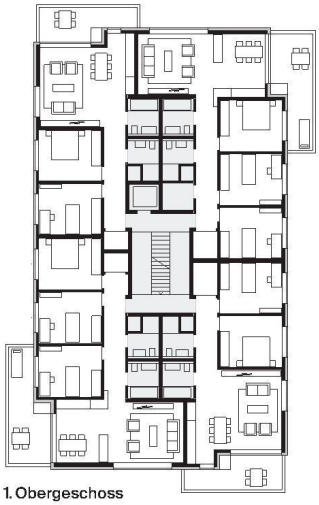
Erlhoff entfaltet sie in 22 Kapiteln, die er in einem Haus noblen Schnitts vom ‹Basement›, übers ‹Souterrain› bis zur ‹Mansarde› unterbringt – auch das ‹Hochparterre› fehlt nicht. Sein Haus hat Geheimgänge, Tapetentüren und viele Fenster, von denen aus der Autor lustvoll auf das Treiben in den Strassen und am Himmel schaut. Und uns dann teilhaben lässt an Erörterungen zu Mode, Waffen, Plakaten, Industriegeschichte, Kondomen, aber auch an Pirouetten der Erkenntnistheorie. Wie es sich für einen deutschen Intellektuellen gehört, geizt er nicht mit Erträgen aus profunder Belesenheit und Erfahrung in Kunst, Sprache, Psycho- und Gegenwartsanalyse. Die zweihundert Seiten sind auch ein Lesevergnügen. Erlhoff stiftet an zu Subversion und fordert auf der nächsten Seite, Designerinnen an die Schalthebel zu setzen. Schon haben wir vergessen, wie er sie erst grad wegen ihres Kleingeistes getadelt hat. Er führt seine weit herumspringenden Gedanken immer wieder zusammen in eine heitere und menschliche Aussicht. Beschwörend, ja rührend beleuchtet Michael Erlhoff bengalisch, was die Designer zur Verbesserung der Welt tun könnten, wenn sie endlich mehr auf die Leute, ihren Alltag, ihre Wünsche achten würden und weniger auf Gewohnheiten, Karrieren und Ideologien.

Köbi Gantenbein, Fotos: Guillaume Musset

Theorie des Designs
Autor: Michael Erlhoff
Verlag: Wilhelm Fink Verlag, München 2013
Umschlagfoto: Uta Brandes, Köln
Preis: Fr. 44.90

In der Wohnsiedlung Schönheim in Urdorf steht die textile Erscheinung der Verkleidung aus Scobalit in Kontrast zu den Betonteilen.

Innenraum und Aussenraum greifen ineinander über.



1. Obergeschoss

Die Wohnhäuser umschliessen auf drei Seiten den Grünraum.

Situationsplan

Gemeinschaftlich pragmatisch

Die Genossenschaftssiedlung Schönheim in Urdorf stammte aus den Fünfzigerjahren und entsprach nicht mehr den heutigen Anforderungen. In einem Wettbewerb entwarf das Architekturbüro Peter Kunz zusammen mit Nipkow Landschaftsarchitekten ein Ensemble aus drei fast identischen Baukörpern. Die Repetition bringt ökonomische Vorteile in Planung und Ausführung, und doch schuf die versetzte Anordnung drei abwechslungsreiche, grosszügige Aussenräume. Mit der lockeren städtebaulichen Konfiguration und den Sichtbeziehungen blieb trotz der Verdichtung eine Qualität der Vorgängersiedlung erhalten. Eine platzartige Freifläche liegt im Zentrum der Anlage.

Im Innern wird die Idee des gemeinschaftlichen Raums fortgeführt. Der grosse Luftraum im Treppenhaus springt von Geschoss zu Geschoss und führt das Tageslicht tief ins Innere. Es entsteht ein architektonisch komplexer und beziehungsreicher Raum. Der Erschliessungskern wird zur kommunikativen und zentrierenden Begegnungszone für die Bewohner. Pro Geschoss legen sich vier Wohneinheiten windmühlenartig an das Treppenhaus. Von da aus führt der Weg in der Wohnung vorbei an den Bädern im Kern und an den Schlafzimmern. Dann öffnet sich jede Wohnung zu einer hellen Wohn- und Küchenzone, von der aus man schwellenlos auf den grossen Balkon gelangt. Dieser schiebt sich als Betonelement für jede Wohnung an einer anderen Seite aus dem Volumen.

Ein Betonsockel verankert die Volumen auf dem leicht abfallenden Grundstück. Die Wahl des Fassadenmaterials darüber erscheint zunächst technisch, fast bescheiden: Kunststoff. Doch die Scobalit-Haut, die die dicke Dämmschicht der Fassade schützt, wird an den Ecken membranartig präsentiert. Im Kontrast zum Betonsockel changiert sie je nach Lichteinfall und erscheint bisweilen fast textilartig. Die feine Wellung und die sorgfältigen Details veredeln das unkonventionelle, ‹billige› Fassadenmaterial. Die angestrebte ökologisch-energetische Nachhaltigkeit wird nicht nur erfüllt, sondern findet einen architektonischen Ausdruck. Andreas Thuy, Fotos: Claudia Luperto

Wohnüberbauung Schönheim, 2013
Schönheimstrasse 18–22, Urdorf ZH
Bauherrschaft: **Baugenossenschaft Schönheim, Zürich**
Architektur: **Peter Kunz Architektur, Winterthur**
Auftragsart: **Wettbewerb 2008, Peter Kunz Architektur mit Arthur Wegmann**
Bauführung: **Markwalder Baumanagement, Brüttisellen**
Landschaftsarchitektur: **Nipkow Landschaftsarchitektur, Zürich**
Kosten (BKP 1–9): **Fr. 25,7 Mio.**

Die Kollektion von Florian Hauswirth bringt Handwerk auf den Tisch.

In die Serie

Handwerk vermittelt Nähe, Vertrauen, Qualität. Wirkt im Unterschied zu anonymen Massenprodukten authentisch, verbindlich. Daran interessiert entwerfen Designer immer öfter, was als Unikat oder in der Kleinstserie endet. Damit gibt sich ein Designer wie Florian Hauswirth nicht zufrieden. Er will dieselbe handwerkliche Qualität, die ein Unikat auszeichnet, in grosse Stückzahlen bringen. Das meint der programmatische Namen, unter dem er entwirft: ‹Industrial Craft›. Die Probe aufs Exempel macht nun die ‹Tableware Collection›, die er für das Warenhaus Manor realisieren konnte. Drei Jahre arbeitete er zusammen mit den Verantwortlichen daran. Er veränderte und ergänzte bestehende Entwürfe mit neuen Teilen, optimierte die Produktion für Stückzahlen bis zu hundert Exemplaren, suchte die richtigen Hersteller. Die Kollektion wird nun von verschiedenen Produzenten in der Schweiz und im Ausland hergestellt: Die Keramikschüsseln stammen von Jars Céramistes in Grenoble, das Glas wird in Polen geblasen, die Holzelemente aus Kirschbaum- und Ahornholz werden ebenso wie die Porzellanelemente der Salz- und Pfeffermühlen von Schweizer Werkstätten geliefert.

Auch formal nimmt die Kollektion auf, was im Namen steckt: Form-, Farb- und Materialwechsel prägen die einzelnen Entwürfe. «Wie ‹Industrial› und ‹Craft› finden sie mit der Anziehungskraft gegensätzlich geladener Teile zueinander und fügen sich zum Ganzen», sagt Hauswirth. Das Salatbesteck ‹Deux-Pièces› wird mit einem präzisen Schnitt aus dem Holz gesägt, das als zwei Teile wieder zusammenfindet. Die Salz- und Pfeffermühlen aus der Serie ‹Doubleface› ergänzen sich wie zwei Figuren, stellt man sie nebeneinander auf den Tisch siehe Hochparterre 9/10. Die Linien auf der mundgeblasenen Karaffe und dem Glas sind einer Holzmaserung nachempfunden, als würde sich die Holzform, in die das Glas geblasen wurde, darauf abzeichnen. Das Serviertablett erinnert an ein Holzschiff, transportiert Geschirr und Getränke. Und der Farbauftrag auf den Keramikschalen markiert, wie tief die Schalen effektiv in der Lasur schwimmen.

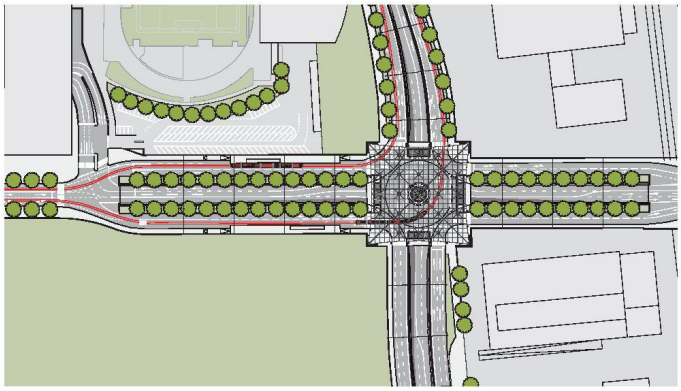
Zu den Entwurfsideen kommt Florian Hauswirth, weil er sich auf das Material einlässt. Die glatte, geschlossene Oberfläche von Keramik ist hart, wasserdicht, fest wie Stein und ergänzt sich organisch mit dem porösen, rauen Holz. Das vielfältige Spiel der einzelnen Teile stärkt die Idee einer Kollektion für den Tisch. Weil sie so kohärent ist, wird es schwierig sein, einzelne Teile wegzulassen. **Meret Ernst**

Tableware Collection
Design: Florian Hauswirth Industrial Craft, Biel
Produktion: Manor, Basel
Bezug: Manor-Filialen Basel, Chavannes, Emmen, Genf, Lausanne, Lugano, Vevey und Zürich
Preis: Fr. 17.90 bis 119.–
Das Label ‹Florian Hauswirth Industrial Craft› wurde 2012 von der Berner Designstiftung mit einem Förderbeitrag für Vermarktung unterstützt.

Der Wankdorfplatz in Bern ist nach wie vor ein Verkehrsplatz.
Aber er ist nun auch zu Fuss und mit dem Velo gut zu bewältigen.

Der unterirdische, von oben belichtete Kreisel ist ein Ort mit sakraler Stimmung.

Schnitt durch den zweigeschossigen Platz in der Achse der Papiermühlestrasse.



Grundriss des Wankdorfplatzes und der zulaufenden Alleen der Papiermühlestrasse.

Kreisverkehr im Untergrund

Der Wankdorfplatz im Nordosten Berns ist einer der wichtigsten Verkehrsknoten im Kanton. Die Dynamik des Entwicklungsschwerpunkts Wankdorf bringt nicht nur zusätzliche Arbeitsplätze in die Gegend, sondern auch Mehrverkehr. Dieser soll zwar hauptsächlich mit Tram und Bus bewältigt werden, doch auch die Belastung der Strassen wird zunehmen. Und diese hatten schon die Kapazitätsgrenze erreicht. Die Umgestaltung des Platzes, die Verlängerung der Tramlinie 9 zum Bahnhof Wankdorf und der Ausbau des Autobahnanschlusses brachten nun die Lösung.

Das Herzstück der Operation ist der Wankdorfplatz. Den schliesslich siegreichen Projektverfassern war schon im Wettbewerb klar: Auf einer Ebene ist der Verkehr nicht zu bewältigen. Während andere in die zweite Ebene nach oben rückten, ging die Planergemeinschaft BE³ Wankdorfplatz in den Untergrund. Dort führen die vier auf die Kreuzung zulaufenden Strassen in einen zweispurigen Kreisel. Zu ebener Erde können die Autos bloss nur noch geradeaus über die Kreuzung fahren; nur den Fussgängern und Velofahrerinnen stehen da sämtliche Verkehrsbeziehungen offen, und auch das Tram schlägt seinen grossen Bogen über die Kreuzung.

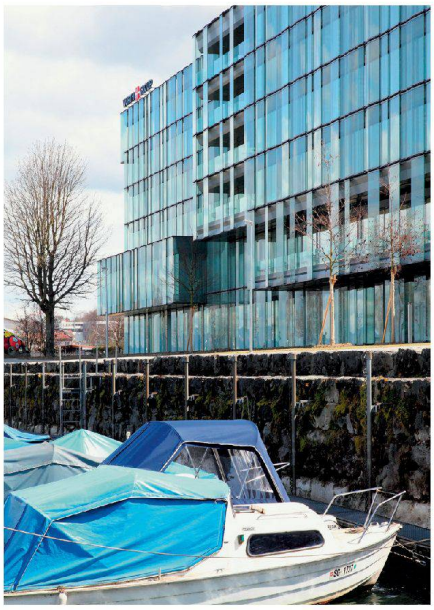
Der Wankdorfplatz ist nach wie vor Verkehrsdrehscheibe. Doch aus der Anlage mit autobahnähnlichen Ausmassen ist eine städtische Kreuzung geworden – um ein Viertel kleiner als vor dem Umbau. Die orthogonale Kreuzung setzt ein starkes Zeichen in die Stadtlandschaft, dessen Wirkung durch die vergitterten Rampenbrüstungen und die Betonscheiben bei den Fussgängerübergängen verstärkt wird. Vier Pylonen tragen ein Netz aus Stahlseilen, an dem im regelmässigen Raster die Leuchten befestigt sind. So erhält der Platz ein leichtes Dach. Neupflanzungen führen die bestehenden Baumalleen – besonders eindrücklich ist jene an der Papiermühlestrasse – bis an die Kreuzung heran und darüber hinaus.

Im Untergrund findet sich ein geradezu sakraler Raum. Durch eine Öffnung in der Mitte fällt Licht auf einen weissen Zylinder und taucht den Ort in weiches Licht. Für mehr als einen flüchtigen Blick reicht die Zeit den Vorbeifahrenden jedoch nicht. Der Verkehr muss fliessen.

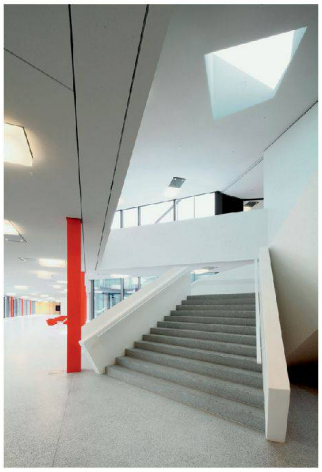
Werner Huber, Fotos: Alexander Gempeler

Umbau Wankdorfplatz, 2012
Papiermühle-, Winkelriedstrasse, Schermenweg, Bern
Bauherrschaft: Kanton Bern, Tiefbauamt
Planer: Planergemeinschaft BE³ Wankdorfplatz (Emch + Berger Ingenieure und Planer, Bern; 3B Architekten, Bern; Schweingruber Zulauf Landschaftsarchitekten, Zürich; Marchand und Partner, Bern)
Kosten: Fr. 91 Mio. (Kreisel und Verlängerung Tramlinie 9)

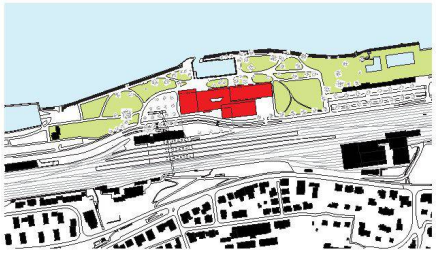
Mit einer weiten Auskragung empfängt der Neubau in Rorschach Würth-Kunden und Museumsbesucher.



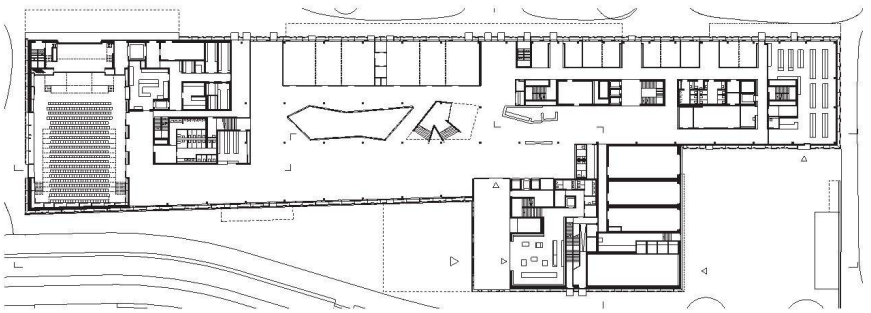
Das Gebiet entlang des Seeufers bleibt öffentlich.



Die gespiegelte ‹Rorschachtreppe› führt ins Café im Obergeschoss.



Situation



Erdgeschoss

0 20 40 m

Gigant im gläsernen Gewand

Wie ein schlafender Riese liegt das Haus in Rorschach am Bodensee. 150 Meter streckt es sich zwischen Bahnhof und Ufer in die Länge. SBB und Stadt verkauften das Filetstück der Firma Würth, die sich da einen Büropalast baute. Der Entscheid warf hohe Wellen. Die Stadt verscherbele ihr bestes Grundstück, um den milliardenschweren Konzern anzulocken, monierten die Gegner. Die Befürworter argumentierten mit den 170 neuen Arbeitsplätzen, was die Mehrheit der Bevölkerung dann auch überzeugte.

Das Haus ist vor allem Firmensitz, mit Büros im Kopfteil und Konferenzräumen im ausgedehnten Sockel. Doch der deutsche Unternehmer Reinhold Würth entschied nach dem Wettbewerb, der Bevölkerung etwas zurückzugeben. Der ‹Schraubenkönig› richtete ein Museum ein, in dem er seine Kunstsammlung zeigt. Im Restaurant im ersten Obergeschoss geniesst jedermann den Blick über den See. Und Firmen können den luxuriös ausgestatteten Saal im Erdgeschoss, der fünfhundert Personen fasst, mieten.

Gigon / Guyer Architekten nutzen das grosse Volumen geschickt, um die lärmige Rückseite zu gliedern. Eine gewaltige Auskragung markiert den Eingang und holt die Besucher vom Bahnhof über die Strasse. Am einen Ende des Gebäudes liegt der neue Bahnhofplatz unter Ahornbäumen, am anderen ist die Anlieferung hinter einem Gebäuderücksprung versteckt. Zum See nimmt sich das Haus gradlinig zurück und lässt den Spaziergängern den Vortritt, die dem weiterhin öffentlichen Ufer entlanglaufen.

Wer allerdings von dort ins Gebäude will, drückt sich die Nase an der Glashaut platt: Eingänge gibt es nur auf der Strassenfront. Das Haus ist zwar durchsichtig, aber nicht durchlässig. Die ‹Curtain-Wall›-Fassade zickzackt unregelmässig um den Bau und bewältigt spielend die grosse Masse. Dank eingelegtem Kunststoffgewebe schillert das gläserne Kleid im Sonnenlicht wie die Wellen im See, bei bedecktem Himmel wirkt es flach und matt. Glasfassaden wirken so wechselhaft wie das Wetter.

Auch im Innern ist der Neubau edel, aber kühl. Heller Terrazzo, Glas und Metall prägen das riesige Foyer. Dazu kommt Eichenholz mit seiner warmen Ausstrahlung. Ins Auge stechen die zündroten Stützen und Stühle. Die Architekten wehrten sich vergeblich gegen die knallige Hausfarbe des Unternehmens. Sie holt den Besucher aus der noblen Museumsarchitektur zurück auf den harten Boden des Marketings. Andres Herzog,

Fotos: Thies Wachter

Würth-Haus, 2013
Churerstrasse 10, Rorschach SG
Architektur: Gigon / Guyer Architekten, Zürich
Bauherrschaft: Würth International, Chur
Auftragsart: Wettbewerb, 2009,
siehe hochparterre.wettbewerbe 5 / 09
Baukosten: Fr. 150 Mio.

Schwungvoll saniert

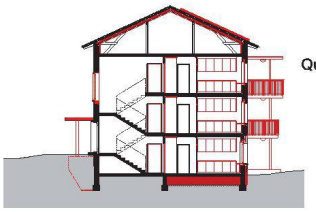
In Zürich wird ‹ersatzneugebaut›. Vieles, was nicht unter Schutz steht, muss auf dem Weg zur 2000-Watt-Gesellschaft der Abrissbirne weichen. Alles andere wird mit fetter Dämmung bis zur Unkenntlichkeit eingepackt. Doch es geht auch anders. Baukontor Architekten haben eine Wohnsiedlung aus den Fünfzigerjahren in Zürich-Wiedikon saniert. Sie ist nicht denkmalgeschützt und die Architektur nicht weltbewegend. Doch die Bausubstanz ist gut, die Grundrisse sind schön geschnitten und die Details stimmig. Also entschieden die Architekten, vor allem hinter den Kulissen zu wirken. Die Fassade hat sich kaum verändert. Sie wurde mit fünf Zentimeter Dämmputz nachisoliert, und die Fenster sind neu. Die runden Fassadenelemente, die Verzierungen bei den Vorsprüngen – der Charme der Häuser – blieben erhalten. Einzig die Lochelemente vor den Öffnungen im Treppenhaus wurden entfernt, um mehr Licht ins Innere zu holen. Neue Vordächer aus Beton schützen die Eingänge, deren gelochte Seitenwände ein Motiv des Bestandes aufnehmen. Klar aus der heutigen Zeit kommen die abgerundeten Balkone, die in den Grünraum zwischen den Häusern ausschwingen und so Platz für Grill, Tisch und Liegestuhl schaffen.

Obwohl die Bauten keine kontrollierte Lüftung haben und nur relativ dünn isoliert sind, funktionieren sie energieautark. Möglich macht dies das Konzept ‹LowEx Zero Emission›, das an der ETH entwickelt wurde und auf das hier erstmals ein privater Bauherr im grossen Stil setzt. Die grössten Eingriffe fanden unter dem Boden statt: Statt dick gedämmt, wurde tief gebohrt. Erdsonden speichern im Untergrund die sommerliche Wärme, die die Hybridkollektoren – eine Kombination aus Photovoltaik und Sonnenkollektor – auf dem Dach einsammeln. Die Häuser verbrennen kein Öl mehr, sondern holen die Energie im Winter aus dem Boden und heizen über die bestehenden Leitungen in der Decke.

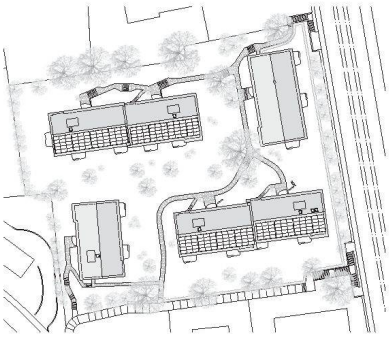
Im Inneren richteten die Architekten unter dem Dach Studios ein und krempelten in den meisten Wohnungen Küche und Bad um. Sonst beliessen sie fast alles beim Alten. Im Flur liegen dieselben Klinkerfliesen, die Türrahmen sind immer noch verziert wie zuvor, und im Wohnzimmer wurde der Parkett nur, wo nötig, durch einen neuen ersetzt. Dennoch: Die Sanierung ist alles andere als eine Pinselrenovation, wie die Energiebilanz zeigt, die neu CO_2-neutral sein soll. Dies beweist: In die Energiezukunft geht es auch ohne Brechstange. Andres Herzog, Fotos: Roman Weyeneth

Sanierung Wohnsiedlung, 2013
Seestrasse 266–274, Honrainweg 22, Zürich
Bauherrschaft: Balintra, vertreten durch UBS Fund Management (Switzerland), Basel
Architektur: Baukontor Architekten, Zürich;
Team: Mark Ammann, Jens Bohm, Patrick Sommer
Energetisches Konzept ‹LowEx Zero Emission›:
Keoto, Zürich; Amstein + Walthert, Zürich
Generalplaner / Realisierung TU: Renespa, Wallisellen

Wohnsiedlung in Zürich-Wiedikon: Die abgerundeten Balkone und die Hybridkollektoren fangen neu die Sonne ein. Sonst blieb vieles beim Alten.



Querschnitt



Situation

Grundriss
gelb Abbruch,
rot Neubau.

Auch im Innern hat sich wenig verändert. Foto: Roger Frei

Da ein Dämmputz nachisoliert, blieben die Fassadendetails erhalten.

Im Gewerbemuseum Winterthur stehen zwei Vitrinen voller Objekte.

Ohne Namen

Was macht ein Gerät zu einem Designobjekt? Wir erkennen, dass es entworfen wurde. Beurteilen nicht nur seine Form, sondern auch die praktische Funktion – mit allen Sinnen. Liegt der Hammer so gut in der Hand, dass der Schlag präzis geführt werden kann? Erlaubt die Schere einen Schnitt, der perfekt und ohne Anstrengung erfolgt? Ist das Scharnier so geformt, dass ein sattes Klicken das Schliessen bestätigt? Diese Bewertung erfolgt auf zwei Wegen. Beim Entwerfen. Oder im Gebrauch.

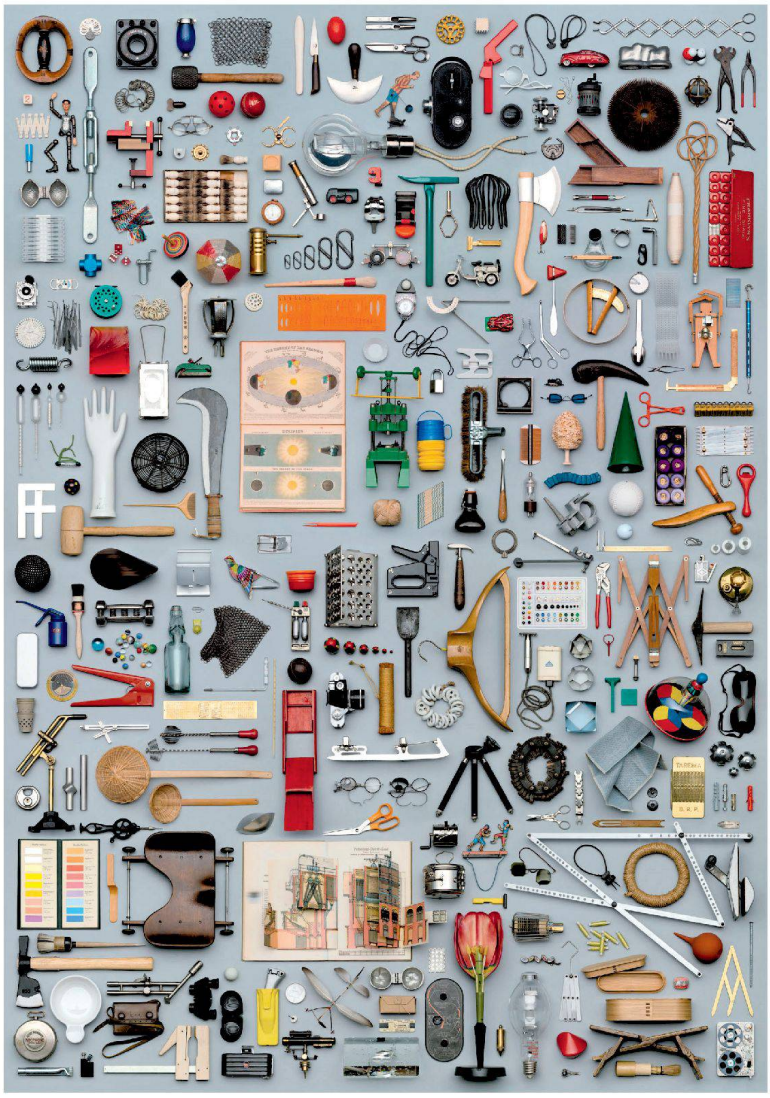
Franco Clivio, der Designer, macht beides. Er entwirft, und er sammelt Gebrauchserfahrungen, seit er mit 14 Jahren ein Sackmesser erhalten hat und fortan, fasziniert vom trickreichen Mechanismus, in Eisenwarenläden, auf Flohmärkten und in Warenhäusern auf Pirsch geht. Die Früchte dieser Sammelleidenschaft sind nun im Gewerbemuseum Winterthur zu besichtigen.

In zwei raumlangen Vitrinen voller Schraubenzwingen, Laternen, Hämmer, Mess- und Schreibgeräten, Brillen und Büroklammern spiegelt sich seine Beobachtungslust und sein Konstruktionsinteresse. Mit rund neunhundert kleinen Objekten erzählt er Geschichten, wie beispielhaft Probleme gelöst werden. Und weil oft nicht herauszufinden ist, wer die Lösung einst erfand, führt Franco Clivio einen stummen Dialog mit dem Gegenstand. Lässt sich belehren und inspirieren, will ihn mit seinen Entwürfen übertreffen.

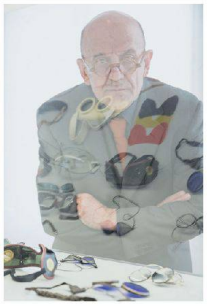
Diese «permanente Weiterbildung», der auch seine Vorbilder Charles Eames und Achille Castiglioni frönten, hat er stets an seine Schülerinnen und Schüler weitergegeben. Mit Besuchen auf dem Schrottplatz und in Brockenhäusern infizierte er die jungen Designer mit seinem eigenen Sammelfieber. Kostbar ist die Gelegenheit, einem Gestalter derart intensiv über die Schulter zu schauen. Franco Clivios Sammlung zeigt das Schönste, was Design ausmacht: Neugier.

Meret Ernst, Fotos: Michael Lio

Ausstellung ‹No Name Design›
Gewerbemuseum Winterthur, bis 6. Oktober
Plakat: Zur Ausstellung erscheint ein neuer Sonderdruck in Plakatform.
Buch: Verborgene Gestaltung.
Franco Clivio, Hans Hansen und Pierre Mendell.
Birkhäuser, Basel 2009



Das Resultat gesammelter Neugier: Franco Clivios Schätze ohne Namen. Foto: Hans Hansen



Der Designer im Spiegel seiner Sammlung.

Von der Holzdose inspiriert: Moritz Schmid entwarf das Regal ‹Etage›, das zugleich ein Behältermöbel ist.

Mehrgeschossig aufbewahren

Regal oder Behältermöbel? Sideboard oder Kredenz? Der Name des Möbels nimmt ein Merkmal auf, das diese Frage noch nicht entscheidet: ‹Etage› heisst der Entwurf von Moritz Schmid für die Röthlisberger Kollektion. Auf zwei oder drei Geschossen finden Bücher und schöne Dinge ihren Platz. Ein Regal? Ja, aber nicht nur. Denn der Entwurf überrascht durch zwei weitere Merkmale. Sie sind es, die die Eingangsfrage aufwerfen. Zum einen: Die Regale sind als Ovale ausgebildet. Das wiederum verlangt nach einer Lösung für die Stützen, die wir sonst in den Ecken erwarten. Sie sind so platziert, dass die Rundung betont wird. Zum andern dienen die Stützen als Führungsleiste für eine aus Formsperrholz geformte, erstaunlich leichte Hülle. An einem einfachen, zentral angebrachten Holzgriff kann man sie von Etage zu Etage hoch- und runterschieben. Geführt in den Stützen rastet sie in geschnittene Einkerbungen ein. Zwei Winkel, einer nach links, einer nach rechts ausgerichtet, bieten in den Regalen Platz für höhere und flachere Objekte. Einfache Mittel erlauben vielfältige Nutzungen. Dazu tragen auch die Buchstützen bei. Sie halten Bücher und sind so objekthaft, dass sie, auch ohne Bücher zu stützen, nicht nutzlos scheinen.

Die gerundete Hülle macht das Möbel zum Behälter. Denn sie verdeckt, was auf dem Regal steht. Oder enthüllt es – je nach Wunsch. Die nach allen Seiten geführte Rundung wiederum macht aus ‹Etage› ein freistehendes Möbel, das Raum bietet und Raum definiert.

Was hat den Designer beim Entwurf geleitet? Aus Schweden brachte er einfache, längsoval gerundete Holzschachteln mit. Der massive Boden, die feine Hülle aus formgebogenem Holz: Die Inspiration der Form war das eine. Die Materialisierung das andere. Denn das einfache Prinzip duldet keine komplizierte Konstruktion. Greifen, schieben, einrasten – ohne drehen, drücken, klicken. Das verlangte nach den richtigen Schreinerlösungen. Dazu gehört eine Leiste aus ölhaltigem Arura-Vermelho-Holz, die auf den Schmalseiten der Hülle eingefügt ist. Sie trägt dazu bei, dass die Hülle besser in der Führungsschiene gleitet. So gut, dass nie nachgefettet werden muss. **Meret Ernst, Fotos: Anita Baumann**

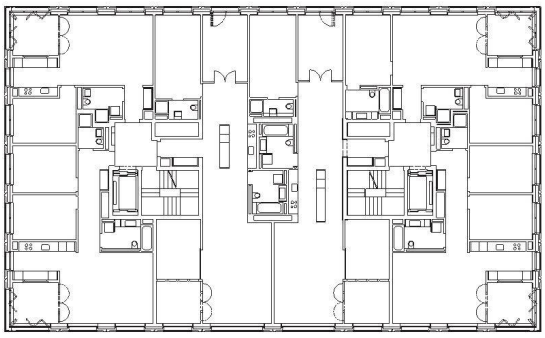
Etage
Aufbewahrungsmöbel
Entwurf: Moritz Schmid, Zürich
Hersteller: Röthlisberger Kollektion, Gümligen
Material: Eiche natur, Formsperrholz natur und Aubergine lasiert, Leisten aus Arura Vermelho (FSC)
Bezug: im Fachhandel
Preis: Fr. 7070.– inkl. Bücherstützen und Zwischenregale

Die Führungsschiene ist in die Stütze integriert, das ölhaltige Holz erleichtert das Gleiten.

Das neue Hochhaus markiert das Quartier in Schlieren zur Bahn hin und darüber hinaus.

Ist das eine Ecklösung?

Eine der vier zentralen Einheiten mit hohem Wohnraum.



1. Obergeschoss

Das an sich schon klobige Gebäude scheint sich durch die grossen Fenster im Zentrum zu blähen.

Die Platte bläht sich

Das ‹Färbi-Areal› nördlich vom Bahnhof Schlieren wächst noch immer. Als neuste Zutat schliesst die dicke Breitseite eines Hochhauses den zentralen Bandpark ab. Versuchen die vier vorhandenen Gebäude den industriellen Geruch des Ortes in Architektur zu übersetzen, so blicken ihre glatten Fassaden nun auf einen sonderbaren Klassizismus, der behauptet: Da ist Stadt!

Wo ist Stadt? Die vier Meter hohe Arkade öffnet sich mit Lüstern geschmückt auf eine ausfransende Vorzone namens Goldschlägiplatz. Von da aus gelangt man über zwei enge Treppenhäuser in 83 Wohnungen. Zwei Drittel davon liegen in den Ecken des Hauses, der Rest schiebt sich dazwischen von Fassade zu Fassade, 22 Meter tief. Doch nur vier dieser Wohnungen ziehen daraus die räumliche Konsequenz: Ihre anderthalbgeschossigen Wohnräume holen Licht in die Tiefe. In den Wohnungen darüber und darunter wird man wohl auch an einem Sommertag bei Kunstlicht kochen. Gleichwohl wird das Gebäude als das erste Minergie-P-Eco-Hochhaus der Schweiz vermarktet. Seine Energieeffizienz verdankt es nicht aufwendiger Technik, sondern dem kompakten Baukörper (36 x 22 Meter) und einem Fenstermass, das den Energieverlust und den solaren Ertrag im Gleichgewicht hält, unterstützt durch unbeheizte ‹Jahreszeitenzimmer›.

Die Fassade aus vorgefertigten Betonelementen mit feiner Oberfläche beschreibt ihr Architekt als «tektonisch gegliedert». Doch vom interpretierenden Abbilden der statischen Kräfte ist die Fassade weit entfernt. Jedes Fenster ist von einer Fläche und einem dicken Rand mit abgerundeten Ecken umrahmt. Keine Betonung einer Richtung, keine Hierarchie. Platte reiht sich an Platte, wobei ein vorgefertigtes Element aus zwei oder drei dieser Felder besteht. Ihr verstärkter Rand und die runden Ecken seien der silikonfreien Fügung und der Vorfertigung geschuldet, sagt der Architekt. Das Resultat erinnert an die missglückten Nachkriegsversuche, traditionelle Formen für moderne Bautechnik zu retten.

Auch der Blick auf das grosse Ganze ändert das nicht. Die Proportionen sind klobig. Statt die Kanten des Baukörpers zu stärken, werden sie von den Fenstern durchschnitten, und die grossen Öffnungen der anderthalbgeschossigen Wohnräume lassen den Baukörper wirken, als blähe er sich in der Mitte auf. Am Ende, welche Überraschung, ist das ‹klassische› Hochhaus schematischer als seine glatten Nachbarn. Axel Simon,

Fotos: Jürg Zimmermann

Hochhaus am Rietpark, 2013
Goldschlägiplatz 1+2, Schlieren
Bauherrschaft: Credit Suisse Real Estate Fund Green Property, Zürich
Architektur: Dietrich Schwarz Architekten, Zürich
Auftragsart: Studienauftrag 2009
Totalunternehmung: Strabag Schweiz, Glattbrugg
Landschaftsarchitekt: Andreas Geser, Zürich
Gebäudetechnik: Advens, Winterthur
Anlagekosten: Fr. 44 Mio.